ORT OHNE ORT IN DER ZEIT
ULRICH SCHOLLWÖCK

Theoretischer Festkörperphysiker. Geboren 1967 in München. Von 1987 bis 1993 Studium der Physik an der Universität München und dem Balliol College, Oxford, als Stipendiat der Stiftung Maximilianeum. Nach Master (1991, Oxford) und Diplom (1993, München) Promotion von 1993–95 bei der französischen Atomenergiebehörde (CEA), Saclay/Paris. Habilitation in theoretischer Physik in München 1999; Arbeitsgruppenleiter am Max-Planck-Institut für Festkörperphysik, Stuttgart, 2002/03, C3-Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität München 2003/04, Lehrstuhl für theoretische Physik an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen 2004–09 und an der Ludwig-Maximilians-Universität München seit 2009. Rufe an die University of California, Los Angeles, die Universität Innsbruck, und die Freie Universität Berlin. 2000 Gerhard-Hess-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 2000 Mitglied und 2002/03 Sprecher der Jungen Akademie, Berlin, 2006 Fellow der American Physical Society, 2007 ordentliches Mitglied der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und Künste. Seit 2008 Vizepräsident des Deutschen Hochschulverbandes. – Adresse: Department für Physik, Ludwig-Maximilians-Universität München, Theresienstraße 37, 80333 München. E-mail: schollwoeck@lmu.de

Zwar hatte ich das Wissenschaftskolleg bereits einmal besucht, doch war mir klar, dass eine Führung durch die üppigen Räume des Haupthauses und der Villa Jaffé, die Bibliothek und den Speisesaal keinen wirklichen Einblick in das Leben des Kollegs geben würde, das ja – nach allem, was man so gehört hatte – vor allem um Dienstagskolloquien und gemeinsame Mittag- und Abendessen herum gebaut sein würde, von denen aus sich zahl-

reiche Verästelungen menschlicher und wissenschaftlicher Interaktion ergeben würden. Als ehemaliger Angehöriger der Stiftung Maximilianeum in München sowie eines Oxford College fühlte ich mich jedoch als alter Profi in Formen des betreuten Wohnens und blickte demgemäß dem Wissenschaftskolleg sehr gelassen entgegen. Die schemenhaften Vorstellungen, die ich mir bei Gelegenheit machte, pendelten daher auch ohne Nachdruck zwischen den Höhen und Niederungen meiner Vorerfahrungen: Mittagsgespräche über bayerisches kommunales Verwaltungsrecht – für manche eine der größten Schöpfungen des menschlichen Geistes – bis hin zur Geistesgeschichte des englischen *libertarianism*, eifrig um einen guten Eindruck und geziemlichen Gesprächsbeitrag bemühte Mitinsassen bis hin zu Fällen, die auch englisches *understatement* nur noch als „highly excentric" bezeichnen konnte, feinste Küche bis hin zu den Unsagbarkeiten, zu denen sich Oxforder Collegeküchen aufschwingen können, gepflegte, hohe Zimmer bis hin zu zugigen, kalten Ruinen, an denen sich immer noch eine zähe Menschheit festklammert. In irgendeiner Weise würde aber das Wissenschaftskolleg eine Krönung des Ganzen darstellen, gepflegte Räume mit köstlichem Essen, interessante Konversation mit der Bekanntschaft mit ungewöhnlichen Menschen aus aller Welt und jeglichem intellektuellem Hintergrund verbinden – so, wie man sich als Student einen Oxforder *senior common room* vorstellte, in den sich die Götter des Olymp zu gepflegter Konversation bei uraltem Port zurückzogen, und der so unendlich fern erschien.

Meine Ankunft in Berlin begann gleich mit einem Höhepunkt, der Unterbringung in einem der schönen Studios der Villa Jaffé, die mir vom Geist der großen Zeit des Stadtteils Grunewald mehr bewahrt zu haben scheinen als die in den achtziger Jahren eher lieblos zu Tode sanierten (jetzt aber in Erneuerung befindlichen) Räume der Villa Walther. So war es denn auch auszuhalten, dass im strengen, endlosen Winter 2009/10 die Temperaturen auch bei Höchstleistung der Heizung nicht über 18 Grad klettern konnten … Eine kleine Antiklimax war dann aber das erste gemeinsame Abendessen, angesichts dessen festlichen Rahmens ich mir mehr als – in der Bezeichnung verbrämte – Nudeln in Tomatensoße erhofft hatte. Aber das war ja nicht der zentrale Grund des Kommens gewesen, und die reichlich vorhandenen privaten Küchen versprachen ja auch Abende des gemeinsamen Kochens mit neu gefundenen Freunden. Und bei Nudeln in Tomatensoße blieb es dann ja auch im Folgenden nicht!

Ort ohne Ort in der Zeit – genau das hatte ich mir eigentlich vom Wissenschaftskolleg erhofft. Ist es doch die zeitliche Gebundenheit der wissenschaftlichen Tätigkeit, die sie oft so frustrierend erscheinen lässt: In einem Tagesablauf, der für die meisten Professoren

durch ein Hetzen von einer Besprechung zur nächsten, von einer Kommission zur anderen gekennzeichnet ist, kann an den Universitäten kaum wirklich Neues entstehen: Selbst wenn man am Tag fünf Stunden zur Forschung hat, so sind diese zumeist wertlos, da sie in Häppchen von halben bis ganzen Stunden zerfallen und jeglicher Versuch, originell zu denken, bereits im Schatten des nächsten Termins steht. Eigene, nicht bloß delegierte Forschung ist daher an deutschen Universitäten zu einer Freizeit- und Wochenendbeschäftigung geworden, und das Wissenschaftskolleg setzt es sich ja geradezu zum Ziel, diesen Rhythmus zu durchbrechen. In der Tat, die ersten Wochen gestalteten sich in fast beunruhigender Unstrukturiertheit und Leere: Ich hatte es schon fast verlernt, mehrere Tage ohne Unterbrechung an ein und demselben Thema zu arbeiten – das hatte es seit der Doktorarbeit nicht mehr gegeben. So war ich schon fast froh um die Unterbrechung des Tagesablaufs durch das obligatorische Mittagessen, um wenigstens ein wenig vertraute Interruptionsrhythmik zu verspüren. Vielen, so schien es mir im Gespräch, war dieser Bruch schon fast zu viel, ich kann sie nur um ihre sonst, wie es scheint, noch ungestörter fließende Arbeitszeit beneiden.

Nach einer gewissen Zeit fand ich mich jedoch in den neuen Umständen gut zurecht, leider nur rechtzeitig zu den nach einer kurzen Atempause wieder einsetzenden Unterbrechungen und Ablenkungen von draußen: Da, wie es scheint, Naturwissenschaftler bei allem „publish or perish“ (oder vielleicht gerade deswegen) einer oralen Wissenstradierung immer größeren Raum einräumen, also immer weniger lesen und eher zur Kenntnis nehmen, was auf Konferenzen vorgetragen und unter vier Augen diskutiert wird, entwickelt das Karussell der Konferenzen immer höhere Umdrehungszahlen; will man wahrnehmen und wahrgenommen werden, gilt es jedoch, sich wacker an seinem kleinen Pferdchen festzuhalten. Mit der Residenzpflicht des Wissenschaftskollegs ist das vor allem für jüngere, noch aktive Naturwissenschaftler kaum vereinbar. Daraus ergibt sich das Dilemma, ob man eher jüngere, in der aktuellen Forschung aktiv teilnehmende Naturwissenschaftler als Fellows berufen möchte, deren Präsenz nur lückenhaft sein kann, oder ältere Wissenschaftler, die vor allem Leitungstätigkeiten ausüben, ihr Institut gut verwaltet wissen, daher eine sehr hohe Präsenz entfalten können, aber nicht mehr unbedingt selbst an vorderster Forschungsfront stehen. Auch die universitären Verpflichtungen werfen ihre langen Schatten: natürlich ist es nicht zwingend, an den Vorbereitungstreffen für die nächste Runde der Exzellenzinitiative teilzunehmen; niemand wird es einem nachtragen. Aber genauso wenig darf man sich dann wundern, wenn der eigene Name im Finanzplan des Antrags wenig prominent aufscheint. Auch das Leben nach

dem Wissenschaftskolleg will geplant sein, und dies führt zu schmerzlichen Zielkonflikten. Für mich persönlich am schwierigsten war jedoch die Führung meines Lehrstuhls aus der Ferne, die durch den gerade erst erfolgten Umzug von Aachen nach München nicht erleichtert wurde: Die doch sehr stark in der täglichen Diskussion mit Diplomanden und Doktoranden stattfindende Forschung in den Naturwissenschaften leidet, wenn dieser Austausch nur alle paar Wochen stattfindet und nicht durch permanente wissenschaftliche Mitarbeiter ausgeglichen wird – Postdocs, die zugleich auf der Suche nach ihrer eigenen Professur sind, können diese Lücke nur teilweise füllen, sie müssen ihre Eigeninteressen bedenken und werfen damit ein klassisches „principal-agent"-Problem, wie man es in den Wirtschaftswissenschaften kennt, auf.

Im engeren Sinne fachwissenschaftlich war dieses Jahr daher nicht produktiver als sonst, auch wenn mehrere Veröffentlichungen, darunter ein *opus magnum*, ein Review über mein aktuelles Forschungsgebiet, fertiggestellt werden konnten, genauso wie mehrere erfolgreiche Drittmittelanträge und, heute womöglich der Gipfel des Nachweises „wissenschaftlicher" Aktivität, zahlreiche Gutachten über Drittmittelanträge, Stipendienanträge, Berufungslisten und so fort. Von letzterer Warte betrachtet war es sogar ein sehr gutes Jahr.

Letztlich war das aber alles keine große Überraschung nach mehreren Jahren Lehrstuhlerfahrung, und von Anfang an war es auch nicht meine Hauptabsicht gewesen, in mönchischer Isolation nun möglichst viele physikalische Veröffentlichungen zu produzieren. Nach 100 Publikationen erhebt sich ja doch die Frage, welcher intellektuelle Gewinn aus der 101. für die Fachwelt und vor allem für den Autor selbst resultiert. Sinn des Aufenthalts am Wissenschaftskolleg ist es in meinen Augen ja gerade, über das eigene Fach hinauszublicken und für sich und vielleicht auch für die zukünftige wissenschaftliche Tätigkeit neue Perspektiven zu gewinnen. Dies ist ein risikoreiches, nicht von beliebig hohen Erfolgsaussichten gekennzeichnetes Unterfangen, aber allemal besser, als in der *splendid isolation* des „brillanten Idioten" zu verharren, dem sein Fach die Welt darstellt.

Als theoretischer Physiker mit geisteswissenschaftlichen (v. a. historischen) Neigungen hatte ich mir im Vorfeld im engeren fachlichen Sinn manches von einer philosophischen und im weiteren Sinne von einer geisteswissenschaftlichen Perspektive erwartet; über Naturwissenschaften wollte ich gar nicht so viel hören. Hier schienen mir die Dienstagskolloquien der geeignete Ausgangspunkt; ich muss aber bekennen, dass mir leider bei dem einen oder anderen vorgestellten Vorhaben gerade in den Geisteswissenschaften

nicht klar wurde, worin die intellektuelle Pointe bestehen sollte, warum zumindest der Vortragende von seinem Thema mitgerissen wurde und inwieweit die seit Jahrzehnten propagierte Ablösung einer eben nur vermeintlich objektiven „Wahrheit" durch kontextgebundene Narrative nicht zu einer Art von intellektueller Beliebigkeit geführt hat, die ihre Begrenzung in einem gewissen akademischen *juste milieu* findet. Ob dieser Eindruck nur das subjektive Gemeckere eines geisteswissenschaftlich überforderten Naturwissenschaftlers, ein strukturelles Problem eines Kolloquiums, das sowohl den Fachleuten wie auch den Laien gerecht werden möchte, oder Ausdruck einer tieferliegenden Krise ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Völlig unerwartet viel produktiver und prägender für mich war dagegen die Begegnung mit Schriftstellern, Musikern und Künstlern; ihre Neugier und disziplinäre Arglosigkeit war für mich begeisternd und hoffentlich für die Zukunft wegweisend. Noch mehr davon im Wissenschaftskolleg! Allein schon dafür werde ich das Jahr im Wissenschaftskolleg in allerbester und dankbarster Erinnerung behalten.

Ort ohne Ort in der Zeit: Aus der Zeit herausgefallen zu sein, hat seine eigenen Tücken. Das gilt nicht nur, wie oben angedeutet, für den einzelnen Fellow, sondern auch für eine Institution. Das Wissenschaftskolleg blickt mittlerweile auf bald 30 Jahre äußerst erfolgreicher Tätigkeit zurück, oder anders ausgedrückt: Die Zeit vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zur Gründung des Kollegs ist bald kürzer als die von der Gründung bis zur Gegenwart. Die Zeit, in der das Kolleg intellektuelles Leuchtfeuer einer Oase der Freiheit in der Wüste eines totalitären Unrechtsregimes war, ist mittlerweile viel kürzer als die im wiedervereinigten Berlin mit seiner neuen politischen Perspektive und anderen Problemen und Potentialen. Aus einer zentralen Lage im alten Westberlin ist eine idyllische Randlage geworden. An die Zeit, in der Grunewald ein Ort der Begegnung politischer, ökonomischer und akademischer Eliten war, wird man nicht mehr anknüpfen können; dazu ist nicht zuletzt der sozioökonomische Abstand zu groß geworden. In einem größer gewordenen Berlin und einer politischen Kultur, in der Intellektuelle bei nüchterner Betrachtung bedeutungslos sind, ist es auch kaum noch vorstellbar, dass eine solche Institution eine Art intellektuell verankerten gesellschaftlichen Mittelpunkt bilden könnte. Beim Blick in die Erfahrungsberichte früherer Jahrbücher scheint mir viel zu oft ein für Gegenwart und Zukunft der Stadt wie der Institution wenig fruchtbarer, da geistig schon erschöpfter Rekurs auf Zeiten von Krieg und Diktatur auf; viel zu wenig hingegen Fragen etwa nach der Rolle einer Stadt und eines Landes, deren Bedeutung im Rahmen globaler Schwerpunktsverschiebung abnimmt, deren Bevölkerungs- und Alters-

struktur sich dramatischer ändert als je zuvor und deren über Jahrhunderte gewachsener kultureller Kernbestand sich den nächsten Generationen kaum noch mitteilt. Vielleicht könnte das Wissenschaftskolleg hier sich und seinen Fellows neue Perspektiven auf Gastgeberland und -stadt erschließen.

Nicht unerwähnt bleiben kann der Winter des Jahres 2009/10, in der Erinnerung vieler und auch den Aufzeichnungen der Meteorologen der strengste Winter seit Menschengedenken, in dem sich eine zunächst strahlend weiße, Grunewald in ein ebenso gleißendes wie romantisches Licht tauchende Schneedecke schnell in eine zuletzt gletschergrüne geschlossene Eisdecke auf Straßen und Gehwegen verwandelte. Während diese von der Stadtverwaltung im öffentlichen Bereich weitgehend naturbelassen und vom Regierenden Bürgermeister mit lockeren Sprüchen abgetan wurde, hatten sich bereits die ersten Fußgänger teils schwerste Verletzungen eingefangen und Hausbesitzer saftige Bußgeldbescheide, die eifrige Vollstrecker in den Bezirksämtern für Verletzungen der privaten Räumpflicht verteilten. Ich denke, es war aber weniger die Inkompetenz der Stadtregierung, die andere Fellows und mich deprimierte, sondern das Gefühl des sich nicht Bewegenkönnens, der fehlenden Sonne, des dauernden Frierens, bei dem sich ein Lagerkoller geradezu zwangsläufig manifestieren musste. Im Wissenschaftskolleg brach er sich Bahn in einer fast hochwissenschaftlichen Diskussion über Qualität, Quantität und Zusammensetzung des Essens, in der sich Fleisch-, Salat-, Buffet- und andere Fraktionen teils unversöhnlich gegenüberstanden. Ich gestehe meine Mitwirkung. Am Ende löste sich diese aber durch eine deutliche, von der Leitung des Kollegs veranlasste Veränderung, die dann geschickterweise auch noch mit einer deutlichen Verbesserung des äußeren Klimas zusammenfiel, in schönstes Wohlgefallen auf.

Vor allem die letzten Wochen am Wissenschaftskolleg haben mir den Abschied sehr schwer gemacht, denn der einsetzende Frühling und der Sommer weckten die Lebensgeister: Die Arbeit ging rascher von der Hand, die Gespräche unter den Fellows wurden entspannter und doch intensiver, endlich konnte man Balkone und Terrassen des Wissenschaftskollegs zu Arbeit und Gespräch nutzen, so hätte es dann doch noch lange weitergehen dürfen. Auch die Fußballweltmeisterschaft stärkte die Bande unter allen Angehörigen des Wissenschaftskollegs und wurde zu einem echten Gemeinschaftserlebnis – über die vereinzelten Unterstützer des spanischen Teams im Halbfinale wollen wir verachtungsvoll schweigen!

Ein Erfahrungsbericht sollte nicht schließen ohne die vielleicht nachdrücklichste Erfahrung, die ich wie viele andere Fellows vor mir und mit mir machen durfte: Die unend-

liche Hilfsbereitschaft, ständige Verfügbarkeit, überwältigende Freundlichkeit, die uns die Mitarbeiter des Wissenschaftskollegs bewiesen haben. Hier einzelne Namen zu nennen, würde andere ungerecht zurücksetzen, und soll daher unterbleiben. Die Professionalität des „Stabs" des Wissenschaftskollegs setzt Maßstäbe, nicht nur für Wissenschaftler, die an deutschen Universitäten oft das Gefühl bekommen können, sie existierten um der Verwaltung willen, und daher schon sehr einfach glücklich zu machen sind. Nein, hier wird ein absoluter Standard gesetzt! Allen sei daher hier nochmals von Herzen gedankt.

Nachtrag: Der Titel meines Beitrags lehnt sich, so mich meine Erinnerung nicht trügt, an den eines Berichts von Hans Ulrich Gumbrecht über seine Zeit im Maximilianeum in München an, den ich vor mehr als 20 Jahren gelesen habe. Für diesen Fall sei ihm dafür gedankt.